

Abend-



Zeitung.

Vierunddreißigster Jahrgang.

11.

Donnerstag, am 14. März 1850.

Ein Besuch bei Urban und den Urchristen.

„Sie müssen einmal zu den Urchristen nach der Frankfurter Straße 77 gehen und Urban hören,“ sagte mir ein Herr, den ich nie im Verdacht gehabt habe, daß er Sonntags in die Kirche gehe.

„Kennen Sie den Urban und woher kennen Sie ihn denn?“

„Er hat meinem seligen Ali vor drei Jahren zur Ader gelassen.“

Der Herr war Besitzer eines herrlichen Racefchimmels und Urban Leibarzt desselben gewesen.

„So müssen Sie über ihn doch Einiges wissen?“ bemerkte ich.

„Nichts weiter, als daß er sich schon von jeher mit Traktätchen in der Tasche umher schleppte und sie den Leuten ausdrängte, nach Art des Wassersschulze und Anderer.“

„Waren Sie denn bei ihm?“

„Gewiß war ich dort. Fragen Sie mich aber nicht aus, sondern machen Sie sich hübsch selber auf die Beine und sehen Sie sich die Geschichte an.“

So machte ich mich denn gestern Vormittag gegen 11 Uhr auf und befand mich in einer Viertelstunde in der großen Frankfurterstraße vor dem Königstädtischen Casino, das von Außen nichts Einladendes hatte, als eine große schmutzige Laterne, in der jenes unbekanntes Fluidum Abends zu flackern versucht, was die englische Compagnie durch ihre Röhren noch immer unter dem Namen Gas streichen läßt. Ueber den Hof führte der Weg in ein niedriges Gebäude, aus dem jene unsäglich wehmüthigen Gerüche hervorquollen, die nur aus einem Amalgam von Weißbier und Kümmel entstehen können und Berlin eigenthümlich sind. Auf dem Tische lagen die Bossische Zeitung und der Urwähler zusammen, wie Lamm und Tiger im Paradiesgarten und der Kneipier stand dahinter wie der Cherub, doch trug er statt des flammenden Schwertes eine schäumende Stange Weißbier in der Hand.

„Predigt Urban heute?“ fragte ich einen Mann, der seinem Aussehen nach Urchrist sein konnte.

„Nein,“ antwortete er, „die Polizei hat es ihm gestern verboten, da in der Anmeldung ein“

Formfehler stattgefunden hatte und er predigt heute anderswo..“

Auf meine Frage, wo? wußte der Alte und ebenso ein junger Mann keinen Bescheid, sie blieben in Stumpfheit sitzen und warteten geduldig. Ich für mein Theil nahm den Urwähler von Sonntag früh und sah, daß der Apostel der neuen Lehre in der Kürassierstraße 19 um 11 Uhr predigte. Sogleich las ich es den beiden Leuten vor und es charakterisirt ihre Fassungskraft nicht wenig, daß sie sich jetzt auf den Weg machten, während ihnen jenes einfache Mittel zum Ziele zu kommen, nicht eingefallen war. Aber obgleich nach ihrem Dialekt Berliner, wußten sie nun nicht, wo die Kürassierstraße sei, es gelang mir, in meiner Erinnerung aufzustöbern, daß ich mit der Bürgerwehr in einer Kaserne jener Straße exercirt hatte und ich machte den Cicerone der beiden Urchristen.

Sie erzählten mir unterwegs, was ich wissen wollte: wie Vormittags Urban und in der Mauerstraße der Buchbinder Petri allein sprächen, wie aber Nachmittags Jeder reden könne, „was ihm einfiel,“ wie sie sich ausdrückten. Auch der Prediger des Sprengels, Krummacher, sei einmal zu Petri gekommen und habe die Leute gefragt, warum sie aus seiner Kirche fortblieben und zu dem Buchbinder gingen? auch sei es zu einer Disputation zwischen Krummacher und Petri gekommen, in der Letzterer „gut Bescheid gewußt habe“ auf die Fragen des Geistlichen. Aus ihren Reden merkte ich indessen, daß Urban, der Patriarch der Gemeinde, wohl nicht ganz zufrieden mit dem Resultat des Disput's gewesen sei, da er selbst den Geistlichen später herausgefordert habe. Wie sie erzählten, war aber Krummacher nicht erschienen, sondern statt seiner einige Herren, darunter auch Militärpersonen. Einer dieser Herren sei aufgetreten und habe die Gemeinde vor ihrem Apostel dringend gewarnt, da er sie durch seine Lehren unfehlbar ins Verderben führen werde. Die Antwort Urban's, wie meine Begleiter erzählten, ergötzte mich ungemain. „Meine Herren, hatte er gesagt, dieser Mann besitzt Unererschrockenheit und wir müssen

ihn seine Meinung sagen lassen, er ist hierher getreten und hat gesprochen, aber er ist vor ein paar Tagen auch bei mir gewesen und hat mir seine Geschichte erzählt. Er ist eigentlich verrückt, dann im Irrenhause gewesen — entsprungen — wieder im Irrenhause — wieder entsprungen und nun ist er hier — da steht er — er kann nichts sagen, — da steht er, wie der Kalk an der Wand.“ Was ich später von Urban hörte, bewies mir, daß die harmlosen Berichterstatter getreulich ihres Herrn und Meisters Redeweise nachgeahmt hatten.

Unterdesen kamen wir in der Kürassierstraße, ehemaligen Todtengasse, an. Das Lokal war auch hier im Hofe und gelangte man durch einen finstern Eingang in das Vergnügungslokal. Armelige Geräthschaften auf dem Hofe stellten traurige Meditationen über die Gebrechlichkeit des Daseins von Schüsseln und Flaschen an und auf die elenden Kohlstrünke und fabelhaften Knochen im Kehricht sah selbst der schwarze Kater, der auf dem Dach mit winterkühlen Sonnenstrahlen liebäugelte, mit Verachtung herab.

Aber schon donnerte aus dem niedrigen Atrium die Stimme des Predigers in der Wüste hervor und wir eilten hinein. Der Ort schien ein Tanzlokal der niedrigsten Klasse. Neben dem Buffet im kleinen Vorzimmer war ein Schiebefenster, durch das theils Erfrischungen gereicht, theils Prügeleien durch Beobachtung und rechtzeitige Ausbietung der Executivgewalt verhindert werden konnten. Hier bissen sich zwei Hunde, aber ich weiß nicht, ob über theologische Streitpunkte. Der Saal selbst empfing sein Licht durch eine Art Kirchenfenster, die auf öde Höfe gingen und eine schmutzige Galerie lief rings oben um den Saal; hier saßen drei ärmlich gekleidete Weiber.

Unten im Saale vor dem Fenster lehnte der Apostel an einem Tische, auf dem ein großes Glas Wasser blinkte. Er stand schräg gegen das Licht und hielt in der Linken eine kleine Ausgabe des neuen Testaments, mit gekettetem Goldschnitt. Es war an ihm seit den Märztagen, wo er mit dem Schneider Eckart und den Herren Wöniger und Stieber jene

eigenthümliche Rolle spielte, keine Veränderung zu bemerken — das lange dunkle Haar, der lange braune Bart — ja es war Urban, der, nachdem er in Politik fallirt, in Religion spekulirte.

Ich trennte mich von meinen Begleitern, die hinten im Saale stehen blieben, und setzte mich zu den fünfzig Personen, denn mehr waren ihrer nicht, die auf Rohrstühlen vor dem Apostel saßen. Eigentlich arme Leute habe ich nicht bemerkt, das Publikum war gutgekleidet und schien aus kleinen Meistern und ordentlichen Gesellen zu bestehen. Hätte man eine Concurrenz unter den Hüten ausgeschrieben, so wäre dem meinigen, den ich aus Vorsicht aufgesetzt, der Preis der Nichtswürdigkeit nicht entgangen. Was mich aber unheimlich berührte, war der Ausdruck der Stupidität, der auf den meisten Gesichtern lag. Sie hörten nicht eigentlich theilnehmend zu, sondern die Worte prallten an sie, wie an Wachsfiguren.

Aber der Vortrag war auch danach. Ich kann mir wohl denken, wie Prediger Krummacher mit dem Buchbinder Petri hat auskommen können, denn Buchbinder sind belesene Leute und der Gelehrte hat mit Petri sich einigermaßen ein Kampsterrain bilden können; aber ich begriff nun wohl, wie er sich nicht in einen Kampf mit Urban hatte einlassen wollen. Wenn Petri vielleicht noch mit dem einen Bein in der Logik stand, hatte Urban sich vollständig davon emancipirt und jener oben genannte Herr hatte wohl, durch einen merkwürdigen Instinkt geleitet, gerade ihn zum Vertrauten seiner kleinen Geheimnisse und Fluchtversuche gemacht.

Er predigte über die Bergpredigt, indem er die einzelnen Sprüche herausriß und mit einer Brühe begoß, die er nicht daraus zubereitete, sondern schon fertig in sich hatte. Wie die Improvisatoren warf er sich gern auf Gemeinplätze und redete sich dann in eine Art Wuth hinein, daß die Fenster klirrten und mir die Ohren klangen. Dabei kam es ihm auf die Worte nicht an: „Wir müssen gegen Gott gehorsam und perfid sein!“ sagte er einmal. Dann hieß es wörtlich wieder: „Wir müssen nicht eitel und selbstsüchtig sein“ —

alsdann blieb er ein Weilchen wie erstarrt stehen und fuhr fort — „ja wir müssen eitel sein für die Armen, wir müssen selbstsüchtig sein für die Armen, wir müssen stehlen für die Armen!“

Diese saubere Doctrin fiel indessen Niemandem auf; ich glaube sein Auditorium verstand ebenso wenig als er selber, was er sagte.

Vor Allen war es ein Gedanke, der ihn fortwährend verfolgte, auf den er immer wieder zurückkam, daß nämlich die Priester und Pharisäer, die er mit dem Namen „Mammons“ belegte, die Propheten zu aller Zeit verfolgt hätten. Daß er sich auch dazu rechnete, ging aus der Erbitterung hervor, in die der edle Böötier jedesmal versiel, wenn er auf die „Mammons“ kam; daß der Mensch über Thiere und Pflanzen herrschen, sie auch „pflegen und belehren“ müsse, schien ihm nöthig, daß der Mensch aber über Menschen herrsche, hielt er für verdammlich. Bei dem Verse: „Selig sind, die reines Herzens sind,“ kam er wieder auf die Pharisäer, die „Mammons von Jerusalem“ und sagte, daß sie gar nicht rein gewesen, sondern daß Einige sich sehr verunreinigt hätten.

Für das „Salz der Erde“ erklärte er die Maurer (Freimaurer), über die zur Zeit der Essäer einige Schriften erschienen seien, in denen Manches Gute stehe, „das Wahre sei indessen nicht neu und das Neue nicht wahr.“ Mit diesem trefflichen Argument waren er und mit ihm seine Zuhörer zufrieden. Das „Licht, das man nicht unter den Scheffel stellen, sondern vor den Leuten leuchten lassen solle,“ regte ihn zu einem Gleichniß an, das in seiner Trivialität zugleich doch etwas Humoristisches hatte. Er nahm an, daß der Saal, in dem er sprach, ganz dunkel, Einer aber darin befindlich sei, der eine Diebslaterne bei sich habe. Dieser beginge nun ein schändliches Verbrechen, wenn er in dieser Dunkelheit, wo Einer über den Andern herfalle und niederschlage (denn eine allgemeine Mordschlägerei bei plötzlich einbrechender Finsterniß schien ihm unbedingte Voraussetzung, vielleicht gar Erfahrungssatz zu sein), dieselbe vor den Leuten nicht leuchten ließe.

Eben hatte ich vollkommen genug, als die Vorlesung des Spruches: „Ich bin nicht gekommen, um aufzulösen, sondern zu erfüllen,“ mich noch auf meinen Stuhl fesselte. Schon spitzte bei dem Worte auflösen der dienstthuende Constabler, ein blasser, gelangweilter Mensch, die Ohren, schon lauschte die Versammlung, der nicht ganz geheuer zu sein schien, gespannt auf das Weitere — aber es kam zu keiner tragisch-humoristischen Pointe. Der Prophet goß einen solchen gräulichen Galimatias über den Spruch, daß er ihm selber unbequem wurde und er mitten im Satz die Uhr zog und die Predigt schloß.

Noch fügte er eine Ermunterung daran, als Mitglied beizutreten, sich auf dem Stadtgericht von der Landeskirche loszusagen und den Namen auf die Liste zu schreiben, und schloß dann mit der gewöhnlichen Bettelei um ein Scherflein.

Ich ging davon mit Kopfschmerz, die mir dieses Gemisch von Ausdrücken der thierarzneilichen Praxis und verdorbenem Zeitungskauderwälsch, dieser wüste Unsinn, der sich hinter die erhabenen einfachen Lehren der Bibel verkroch, verursacht hatte.

An der Kasse wurde für einen Silbergroshen das Statut des Apostels und seiner Gemeinde verkauft.

Berlin.

Ernst Kossak.

Ein Gräfenberger Reconvalescent.

Von Dr. Fr. Wr.

(Schluß.)

Ich saß auf dem Fußteppiche am Boden und schaute in den Mond, wie ein verückter Türke. Die Wellen des Sees plätscherten leise, nichts rührte sich im Hause — als plötzlich das kaum hörbare Knistern eines leichten Fußtrittes durch die klaffende Thüre drang. Ich rutschte behutsam zur Spalte und erkannte im

Mondlichte unsern alten Patron, der eben sorgfältig jedes Geräusch vermeidend, die schräg gegenüberliegende Zimmerthür zu öffnen suchte. Als diese leise knarrend sich öffnete, hustete ich stark zur Thürhinge hinaus, der „Dieb“ fuhr erschreckt zurück und verschwand über meine draußen stehenden Stiefel stolpernd, im Gange. Bald darauf ward es lebendig im Hause, Thüren gingen auf und zu und endlich konnte ich auch die Stimmen der Frauen in den gegenüberliegenden Zimmern unterscheiden, welche bestürzt durcheinander sprachen. Aller Jubel meiner Seele war untergegangen in der Verlegenheit, einen Verdacht auf mir zu wissen und in der Betrachtung der Schicksale eines Ehemannes, auch wenn seine Frau „fast Wittwe“ wäre. — Als ich des andern Tages spät von den Bergen kam, wohin ich sehr früh aufgebrochen war, hatte die Fluth der Empfindungen in dieser großen Natur und die Strapazen den jungen Sprößling einer Herzensleidenschaft wieder weggeschwemmt, Herr Denbler beklagte sich über die Unart „des preussischen Herrn,“ welcher nach Versicherung des alten Herrn gestern Nachts fast einen Skandal im Hause angestiftet hätte, da die Thüre zu dem Schlafgemache der schönen Frau offen gefunden worden sei; der Preuße ahnte nichts von dem Geruche, in dem er stand und ich wiegte mich auf den Absätzen aller ärgerlichen Zweifel über die jungfräuliche Dame, welche mein Herz entzündet hatte.

3) An dem heitern Christabende im Hause eines Patienten in Wien versammelten sich eben die Gäste. Ich hatte meinen Weg von Hallstadt nach Wien über die Gebirge genommen und mit einem mir unerklärlichen Sporn mich auf die ärztliche Praxis geworfen. Oft horchte ich, wie einem Kellerwurme, dem Gepolter meines Herzens, ohne eine Krankheit desselben herausauskultiren zu können; es klopfte oft so lange, bis sich die Wolken meiner Träumereien in müßigen Stunden theilten und das Bild jener Unbekannten von Hallstadt aus ihren Rehaugen hervorblickte, so ehrlich und scheu, als fürchte sie meine zagenden Zweifel, bis ich mich wieder selbst auslachte und mir die Zeit in Ernst vertrieb. Auch an dem heutigen

Abende knisterte und klopfte es, als mahnte das häusliche Fest an mancherlei und ich stand mit einem plaudernden Kinde in einer Fenstervertiefung hinter dem wehenden Vorhange, als ein ganz vergessener Bekannter, unser Herr Maier, hinter meiner schönen Jungfrau von Hallstadt in den Salon trat. Sie mischte sich mit einem Gefühle ihrer Vorzüge unter die Gesellschaft, ohne ganz jene Geringschätzung der Artigkeiten Anderer zu verhehlen, welche nur die Frucht bitterer Erfahrungen ist. Der sichere Takt ihres Benehmens stach zu sehr gegen ihre Schüchternheit vor einem halben Jahre ab und ich verglich unwillkürlich ihren Gemahl, welcher, der volle Ausdruck eines Hypochonders, mit knarrender, fast jämmerlicher Stimme über Witterung, Stadtlust und sitzende Lebensweise klagte, bald wieder Bonmots zum Besten gab oder sich an der Backerei labte, wie ein gieriger Knabe. Das offene sprechende Auge seiner Gemahlin ruhte zuweilen prüfend auf ihm und kehrte mit einem Unwillen wieder zu ihrer Umgebung, um dort wieder die Dienste zu verrichten, mit denen wir eine Gesellschaft über unsere inneren Zustände zu täuschen suchen. Unter den übrigen Gästen konnte ich nur eine allgemeine Bewerbung um die Aufmerksamkeit der jungen Frau bemerken, ohne nur eine Spur einer Bevorzugung des Einen oder Andern von ihrer Seite zu entdecken. Daß die Frau seit dieser Frist erst zum vollständigen Gefühl ihres Unglücks, wer weiß durch welche Veranlassungen, gelangt war, mußte ich bald erkennen und ich verübte mich mit ihr, ohne alle Zweifel bei Seite zu schieben. Herr Maier, welcher sich durch den Augenschein zu überzeugen suchte, ob auch alle Fenster gegen die Zugluft wohl verschlossen seien, traf mich in meinem Versteck und führte mich im Triumphe zu meiner Frau, um von mir sich die Erzählungen von seiner wahrhaft kolossalen Ausdauer und Unererschrockenheit in Gräfenberg bestätigen zu lassen. Ihr Erröthen, welches sie durch die Erinnerungen an unsere Bekanntschaft zu verschrecken suchte, stieg, als ich ihr gestand, wie oft sie der Gegenstand meiner Schwärmereien gewesen sei, da ich immer an der irrigen Vorstellung gehastet habe,

sie sei Wittwe. Ihre Umgebung verließ uns, als ich über unsere Gräfenberger Cur ihr zu berichten begann, wir hatten Muße, auf ihre gegenwärtige Lage zu kommen, und sie erzählte mit kaum verhehlter Traurigkeit die tägliche Beschäftigung ihres Gatten, der wo möglich, noch aussichtsloser, verwöhnter, untauglicher für eine Anstrengung in einem Berufe zurückgekehrt sei. Herr Maier hatte mittlerweile ein Uebergewicht von Backwerk zu sich genommen und klagte seiner Frau über sein Bauchweh; das Opfer, welches er in seiner heutigen Bereitwilligkeit ihr gebracht habe, indem er in diese Gesellschaft gekommen, brauche er nicht fortzusetzen, da er gewiß sei, ich werde seine Gemahlin nach Hause begleiten, er freue sich, mich morgen in seinem Hause zu sehen, und hoffe, seine Frau werde sich entschließen, ihre Gesundheit meinen Kenntnissen anzuvertrauen, so daß wir uns dann täglich auf einige angenehme Stunden gehören dürfen. „Es muß hier irgendwo ziehen,“ versicherte er halb ärgerlich und ängstlich, „ich habe doch Alles untersucht, aber die Leute laden Einen zu sich und sind so rücksichtslos, die Gesundheit ihrer Gäste auf's Spiel zu stellen. Mich bringt kein Mensch mehr in eine Gesellschaft — ja, Doktor, wer das Gräfenberg da hätte! War das ein Leben dort! Man möchte sich hineinbegraben — an dem Prießnitz könnt Ihr doch noch das A b c lernen, Doktor! Sehen Sie mich als Reconvalescenten an und schließen Sie, wie das Gräfenberg an mir gewirkt hat; ich glaube, ich wäre längst hin, wenn ich nicht den Muth gehabt hätte, Gräfenberg zu gebrauchen. Und noch jetzt muß ich mich sehr hüten — aber es zieht hier wirklich furchtbar! Doktor, ich empfehle Ihnen meine Frau, leben Sie wohl auf Wiedersehen bei mir! Er empfahl sich und trollte sich verpackt und schwerfällig von dannen. Im Zimmer traf ich dann wieder die Frau und erschrak bei ihrem Anblicke; sie saß noch am Fenster, fast bewegungslos, blaß und mit den scharfen Zügen des lebhaftesten Ekels im Gesicht. Ich sprach ihr zu, sich zu fassen und mit mir einen Spaziergang in der frischen Abendluft zu machen. Fast ohne Widerrede folgte sie mir und ich

entschuldigte uns bei der Hausfrau durch das Unwohlsein der Madame Maier. Auf den gefrorenen, lebendigen Straßen der großen Stadt brach sie in einen Strom von Thränen aus und ward endlich ruhiger, als ich mit der natürlichsten Sorgfalt sie bat, mir zu vertrauen und zu gestatten, meinen Antheil an ihrem Unglücke ihr zu zeigen. Vor dem netten Hause in der P.-Straße sank ihr Muth und unter dem heftigsten Kampfe mit ihrem Widerwillen betrat sie das Haus. „Sie wissen nicht,“ klagte sie leise, „wie sehr ich mich überwinde, um den Abscheu nicht zu äußern, welchen der Unglückliche mir einflößt. Seit seiner Rückkehr, eigentlich seit mehreren Monaten, tritt mir sein Bild, seine Erscheinung wie ein Gespenst entgegen, ich ersticke fast in seiner Nähe und alle Kraft versiegt mir beim Klange seiner Stimme. Die entsetzliche Kur in Gräfenberg scheint seinen Charakter gänzlich vernichtet zu haben, er ist nur ein Sklave der Gewohnheiten, welche er dort angenommen hat, ohne Herz, ohne Muth für die geringste Rücksicht und Mühe.“ Noch in meiner Gegenwart brach ein heftiges Fieber aus, welches der Vorläufer einer gefährlichen Krankheit wurde. Herr Maier war an jenem Abende schon zu Bette, bedeckt von einem Berge aller Arten von Hüllen und in dem ängstlichsten Zustande, als ich ihm meine „kalte“ Hand bot. Das Zimmer enthielt die drückendste Hitze und der Diener bereitete für den nächsten Tag seinen Stoß Holz und die weiten Leinentücher. In dem Kreisel der absurdesten Klagen und Beschäftigungen drehte sich der Reconvalescent zum Gespötte seiner Bekannten, seine früher schönen frischen Gesichtszüge verwelkten und seine Bewegungen ähnelten dem Schwanken eines beladenen Fuhrwerkes. Als die Genesung seiner Frau im Frühjahr gestattete, das Land zu beziehen, konnte sich Herr Maier nicht entschließen, die Stadt zu verlassen, wo er schon Alles zu seiner Lebensweise eingerichtet habe und die Frau beauftragte einen Advokaten mit der Besorgung ihrer Vermögensverhältnisse, um selbstständig den Rest ihrer Hoffnungen auf ein Glück des Lebens zu sichern. Herr Maier ist aber zur Zeit noch Reconvalescent.

Gottfried Kinkel.

Das herbe Loos des unglücklichen Dichters, der seine edle Begeisterung für die Freiheit in dem Zuchthause zu Naugardt, zur Schmach aller Tyrannen und des Böbels ihrer Knechte, abhüßt, hat eine so allgemeine Theilnahme gefunden, daß wir wohl für das nachfolgende Fragment aus seiner Jugendgeschichte auf ein allseitigeres Interesse rechnen können. Dasselbe ist einem noch nicht gedruckten Werk eines Schleswig-Holsteiners entnommen, der in Bonn als Student Gelegenheit hatte Kinkel näher kennen zu lernen. Das Werk, welches in der Mitte dieses Jahres erscheinen wird, führt den Titel: Gottfried Kinkel, „Wahrheit ohne Dichtung.“ Biographisches Skizzenbuch von Adolph Strodtmann. Das nachfolgende Fragment ist aus dem ersten Buch, enthaltend: Bonn, Februar bis September 1834.

Gottfried Kinkel war für sein jugendliches Alter auffallend ernst und in sich gekehrt. Das äußere Leben ließ ihn nicht kalt, aber er war gewohnt es in mißverständener Frömmigkeit als eine gefährliche Lockung zur Sünde anzusehen, und deshalb von sich zu stoßen. Nicht immer gelang ihm das jedoch, und dann ergriff ihn plötzlich Reue über seine vermeintliche Sündhaftigkeit, er betete einsam zu Gott auf verlassenem Felde, oder er bat den Herrn auf seinem stillen Kämmerlein um die Kraft der Weltüberwindung. So fand er leicht für den Augenblick den gesuchten Frieden in hingebender Frömmigkeit und fiebernder Beschäftigung wieder; allein der Verkehr mit den sorglosen Kameraden führte ihn gar leicht in die Versuchung zurück seine Freuden in heiter geselligem Lebensgenuß zu finden. Dazu kam ein glühender Schöpfungstrieb der Phantasie, der ihm lachende Blumen vor die Seele zauberte, in deren farbigen Blüthenkelchen er gern webte und lebte. Gelang es ihm seine Dichtungskraft auf religiöse Gegenstände zu lenken, so fühlte er sich gereinigt von dem verhassten Einwirken der Materie, aber es ließ sich der Phantasie nicht wohl ein bestimmtes Gebiet anweisen, und bei einer so regen Geistesstättig-

keit war es leicht erklärlich, daß Gottfried seine Stimmung häufig an einem Tag mehrmals wechselte. Frühzeitiges Studium der Literatur hatte namentlich ein lebhaftes Interesse für das Theater in dem jungen Dichter erweckt, und vergebens rang die Mutter diesen „sündlichen Hang“ in ihm niederzukämpfen, indem sie ihm den Besuch des Theaters verbot und seine Lectüre beaufsichtigte. Selbst als der berühmte Schauspieler Kunst in der Rolle des Hamlet auftrat, und die liebenswürdige Demoiselle Sunberg die Parthie der Ophelia übernahm, ließ sich die strenge Matrone zu keiner Ausnahme ihrer vorgeschriebenen Regel erbitten, und Gottfried mußte, während Shakspeare's geharnischter Geist über die Bretter ging, in Röhrs schlechter Predigerzeitung und Hengstenbergs pietistischen Jeremia den Ersatz für den verwehrten Kunstgenuß suchen. Mehr noch als die Mutter wies Kinkels Schwester Johanna das herbe Wesen protestantischen Separatistenthums. In stolzer Verachtung alles Weltlichen stieß sie Alles nicht schlechthin als religiös sich Ankündigende mit einer gesuchten Bitterkeit des Herzens von sich, ohne daß sie darum wirklich taub gegen die Regungen der Sinnlichkeit gewesen wäre. Ganz im Gegentheil fand sie vielleicht in dieser unnatürlichen Bekämpfung des rein Menschlichen und in stolzer Selbstquälerei jenen Reiz, den auch die katholischen Märtyrer und Heiligen so oft in Abtödtung und geißelnder Verhöhnung des sinnlichen Elements gesucht haben mögen. Auch auf ihre Umgebung suchte sie diesen Geist des Welthasses auszudehnen. Während des Wittwerstandes des Professors Heinrich wurden seine Kinder im Kinkel'schen Hause erzogen. Johanna nahm eines Sonntags eines derselben, das Lottchen hieß, mit in die Kirche, weil es gut sei die Kleine früh an Gottes Wort zu gewöhnen. Während der Predigt schaute das fünfjährige Mädchen zu den vergoldeten Engeln empor, welche die Decke des Mittelschiffes verzieren. Nach dem Gottesdienste fragte Johanna ihre Pfllegebefohlene: „Nun, Lottchen, was hast du denn in der Kirche gethan?“ „Ich habe mir die goldenen Engel besehen.“ „So? Wie machtest du das?“ Das Kind blickte unschuldig zur

Decke des Zimmers empor, stürzte aber in demselben Augenblick schreiend zurück. Johanna Kinkel hatte ihm einen gewichtigen Schlag ins Gesicht versetzt.

Am meisten jedoch litt der jüngere Bruder Gottfried unter der religiösen Tyrannei seiner Schwester. Täglich mußte er in der Ecke des Wohnzimmers niederknien, und gegen die Wand gekehrt zu Gott um ein besseres Herz beten. Was Wunder, daß dieser Geist einer pietistischen Askese auch theilweise auf den armen Gottfried überging, und seinen von Natur klaren, verständigen Blick mit dem Nebelflor einer irgeleiteten Weltentsagung umdüsterte?

Es war Frühling geworden. Schon lugten die blauen Veilchenaugen schelmisch aus dem grünen Grasgewinde hervor, und die rothen Sammelblüthen des Nußbaumes waren bereits aus den Fruchtkelchen herabgeweht. Es war ein schöner Sonntagnachmittag, und die milden Lenzlüfte kräuselten sanft die Gewässer des Rheins.

Auf dem rechten Rheinufer, wo sich der Weg über das Fichtenwäldchen nach dem alterthümlichen hohen Siegburg hinzieht, schritten drei Wanderer rüstig vorwärts. Wir erkennen in ihnen unsere beiden Freunde Gottfried Kinkel und Paul Zeller, und der dritte, ein schmucker Jüngling mit langherabwallendem blonden Haar und tiefblauen Augen, war ebenfalls Theologe, Richard Selbach, der mit beiden im vertrauesten Verhältnisse stand. Gottfried sollte am morgenden Tage in dem entfernten Seelscheid für den alten Pfarrer predigen, und seine lieben Kameraden wollten ihn bei dem herrlichen Frühlingswetter eine Weile begleiten. Unter fröhlichem Gespräch gingen sie auf die lachende Siegzug, und Paul erzählte jubelnd, daß ihm sein gütiger Vater erlaubt, noch den Sommer in Bonn zu verweilen, und dann zum Winter mit den Freunden nach Berlin zu ziehen. Als sie an das Ufer der Sieg gelangten, kehrte Paul zurück, Richard jedoch ließ sich durch die malerisch vor ihnen ausgebreiteten, mit frischem Grün bewaldeten Berghügel, die sich gleich der schimmernden Brust einer Jungfrau über die Fläche erhoben, verleiten noch weiter mit dem

Freunde zu wandeln, und sprang wohlgemuth in den schwerfälligen Kahn der sie über den hellgrauen Fluß führte.

Selten erklimmen die muthwilligen Studenten von Bonn die Höhen um Siegburg, oder wandern gar weiter ins Gebirge hinein. Zufrieden das freundliche Städtchen erreicht zu haben, lassen sie es meist bei der begrenzteren Aussicht vom Schlosse bewenden, das seit Jahren als Irrenanstalt benutzt wird, und suchen sich dann bei Wein und Kammspiel oder mit einem hübschen Landmädchen die Zeit bis zu ihrem Aufbruch am Abend so gut zu vertreiben als es angeht. Die stolze Pracht des Siebengebirges ist nicht leicht jemanden fremd, der in Bonn sich aufhielt, aber nur wenige sind über Siegburg hinaus in das Bergische gewandert. Und doch bietet eine solche Fußtour viele Abwechslungen, und freundlich einladende Landschaften dehnen sich im lieblichsten Reize vor den überraschten Blicken aus.

Gottfried kannte diese Gegend genau; er wußte jedes heimliche Plätzchen, wo man selbst ungeschaut alles übersehen konnte, jede idyllische oder romantische Stelle, die den Jüngling zur poetischen Betrachtung aufrief, und freudig zeigte er seinem Wegesgenossen all diese verborgenen Schätze der Flur, die ja dem angehören, der den rechten Sinn für sie mitbringt. Wenn der fromme Dichter auch manchmal die bezaubernde Natur als verderbt und selbst zum Verderben lockend verdammt, galt dieses Urtheil doch nur dem, was die Menschen entstellt und verbildet hatte, und hier im kosenden Hauche der freien Bergluft und dem heimlichen Rauschen der grünen Wipfel war er ganz wieder ein gutes seliges Kind an der liebenden Mutterbrust. Auch kannte er genau die Geschichte all dieser Orte, an denen sie vorbeiwandelten, und erzählte von den Kämpfen der alten Zeit, wie die Siegburger dreimal waren belagert worden, und sich tapfer herumschlügen, wie der Ort ehemals starke Festungswerke besaß und noch jetzt die Spuren davon sich erhalten haben. Dann jauchzte ihm das Herz, und er sehnte sich auch nach einer glorreichen Männerschlacht, aber es glühte in ihm nur ein dunkler Drang nach einer großen

That, eine brennende Vaterlandsliebe und Freiheitslust, und am Ende verschwamm wieder all sein Denken in eine begeisterte Hingabe an Gott.

So kamen die beiden unter anregendem Gespräch dahin, wo der Fußweg über ein Ackerfeld von dem Fahrweg sich links abwendet. Richard begleitete ihn noch auf die Höhe, und setzte sich mit seinem Freunde auf einen mit Moos und Flechten überwachsenen Stein nieder. Drunten lag das Dorf, und neben dem einladenden Pfarrhaus erhob sich die herrlich gelegene Kirche, deren Spitze, von der untergehenden Abendsonne vergoldet, in leuchtender Gluth zu brennen schien. Die Bewohner führten die dampfenden Pferde von der Feldarbeit heim, und eine rothwangige Dirne schritt singend mit dem Melkeimer über den Hof im Thal.

Endlich reichte Richard seinem Freunde aufstehend die Hand und ging heimwärts, während Gottfried auf das Bergdörfchen zueilte, in dem er morgen das Wort vom Kreuze verkünden sollte.

Während er so einsam fortwandelte, ward es ihm plötzlich schwer um's Herz. Eine seltsame Beklommenheit ergriff ihn, daß er nun so ganz allein eintreten sollte zu einem fremden Hause, da ihn niemand kannte. Mahnend blickte rechts vom Hügel die Kirche herab, und das Abendroth verglomm mählich im Westen. Gottfried ward sehr ernst, er lehnte sich an einen Baumstamm und betete; aber die seltsame Angst ging nicht weg. Langsam ausschreitend verlor er sich zwischen den Bäumen des links gelegenen artigen Wäldchens und schnitt in die Rinde des zweiten Baumes gedankenlos ein kleines Kreuz. Dann saßte er sich, und ging herzhaft in das weißangestrichene Pfarrhaus, wo man gewiß längst seiner harrte.

Gottfried hatte sich unter seinem Wirth eine lange und hagere Gestalt gedacht, ähnlich den strengen und ascetischen Bildern in Walter Scotts und Coopers Romanen, und war sehr angenehm überrascht, als er einen Mann mit wohlwollendem und freundlichem, aber gebietendem Aussehen fand, der trotz seines Alters in ungebeugter Gestalt und frischer Kraft eintrat. Neben ihm stand ein kleines, spindeldür-

res und hustelndes Männchen, mit großer Meer-
schaumpfeife und wollener Schlafmütze, dessen
vergelbte Züge den im Schulstaube verschrumpf-
ten Handhaber der Birkenruthe verkündeten, und
der, Schullehrer, Küster und Organist in einer
Person, die Kirchenlieder für den morgenden
Tag holen wollte.

Pastor S. . . — so hieß der würdige See-
lenhirte — schritt, sobald er den jungen Theo-
logen erblickte, freundlich auf ihn zu und schüt-
telte ihm herzlich die Hand. Nicht lange dauerte
es, so war ein schmackhaftes Abendessen aufge-
tragen, und Gottfried fand im Gespräch mit
den muntern Alten bald seine volle Heiterkeit
wieder.

Er lernte aus der Unterhaltung mit seinem
Wirth begreifen wie dieser, abgeschlossen von
allem Verkehr mit tiefer gebildeten Männern,
doch in geregelter Thätigkeit ein fröhliches Alter
verlebt. Die Universitätsstadt war gerade weit
genug entfernt, daß ihr Beispiel nicht in das
stille Dörfchen ihren schädlichen und zerstörenden
Einfluß verbreiten konnte. Auf dem Lande sind
die Menschen noch unverdorben und reiner
von Sitten, namentlich auch religiöser. „Die
ernste Andacht, mit der eine Dorfgemeinde den
Worten ihres Predigers lauscht,“ sagte der Greis,
„erhebt sicherlich auch das Gemüth des Pfarrers
höher, als der Anblick einer glänzenden Stadt-
kirche, deren Besucher ebenso sehr die Sucht zu
sehen als gesehen zu werden hertrieb, und wo
so manch verstohlenes Zeichen der Langeweile
den Prediger merken läßt, daß die Leute nicht
um seinetwillen zusammenkamen. In der Land-
kirche aber sieht man nur aufmerksame, oft vor
leiser Rührung bewegte Gesichter, und selbst
die blühenden Dorfskinder manchmal eine Thräne
mit dem weißen Taschentuche abwischen, und
das hebt ihm dann wieder die Brust, daß er
sich hier als Mittler weiß, zwischen dem All-
mächtigen, der ihm sein helles Licht ins Herz
strömen ließ, und zwischen der Gemeinde, die
er zum Amen emporziehen soll.“

Erst spät begab sich Gottfried auf sein rein-
liches Schlafzimmer, und sprach vergnügt seinen
Abendsegen: „Schlaf wohl, jeglicher, der mich
lieb hat, und der's nicht hat.“

Am andern Morgen aber hielt er neuge-
stärkt und zur Erbauung der andächtigen Dorf-
gemeinde eine herrliche Predigt über das Gleich-
niß vom ersterbenden Weizenkorne.

Zwei Majestätsbeleidigungs- prozesse.

Am 14. Febr. begannen in Paderborn die
Schwurgerichtssitzungen für das laufende Vier-
teljahr. Eine Majestätsbeleidigung bildete den
Gegenstand des zweiten verhandelten Falles.
Angeklagt war der Glashändler Franz Kniewel
aus Driburg, Vertheidiger Hr. App.-Ger.-Re-
ferendar Köber. Der Angeklagte sollte am
6. Decbr. 1848 im Wirthshause des Herrn
Wibbeler zu Büren Schmähungen auf den
König ausgestoßen und unter andern gesagt
haben: dieser habe nicht so viel, daß er eine
Ziege ernähren könne. Vier Zeugen bekundeten
diese Aeußerungen. Der Vertheidiger wies durch
Atteste und Zeugen nach, daß der Angeklagte
ein friedlicher fleißiger Mensch sei, der sich nie-
mals um politische Dinge gekümmert, von
Jugend auf aber an Anfällen von periodischem
Wahnsinn gelitten habe, wodurch er namentlich
nach dem Genuß von Branntwein unzurechnungs-
fähig werde. Derselbe sei schon mehrere Tage
vor dem 6. Decbr. wirr im Kopfe gewesen,
habe an diesem Tage in Brenken vielen Schnaps
getrunken, sei unterwegs im freien Felde im
Regen eingeschlafen, habe sich dann in Büren
sofort hinter den warmen Ofen gesetzt, sei nach
mehreren Minuten Schlafes aufgerüttelt, an
den Tisch geführt und habe dort im wirren
Zustande jene Worte gesprochen. Diese seien
an sich so närrisch, daß kein vernünftiger
Mensch sie habe thun können. Außerdem wisse
man nicht, ob sie nicht bloß auf den Glasfac-
tor König von der Emde gemünzt gewesen seien,
welcher dem Angeklagten Schulden halber Haus
und Garten habe verkaufen lassen. Allerdings
war es auffallend, daß nur ein Zeuge sagte:

der Angeklagte habe den König von Preußen gemeint, die andern Zeugen aber nicht wußten, ob er „der“ oder „dieser“ König, oder ob er unsern König gesagt habe. Der Zeuge Adolf Brodmann, mit welchem der Angeklagte zwei Jahre hindurch auf Reisen gewesen, bekundete Hinreichendes über dessen traurigen Gemüthszustand, sowie auch, daß er im Aerger leicht auf den König von der Emde schimpfe. Das Zeugniß des Stadtarztes Venn zu Driburg stellte den Angeklagten als Wahnsinnsanfällen unterworfen dar, das Gutachten des Kreisphysicus Dr. Pieper dagegen suchte den Beweis zu führen, daß er an jenem Abend völlig bei Sinnen gewesen. Der Bertheidiger hielt das erste Gutachten gegen das letzte aufrecht und hob auch hervor, daß um jener paar Worte willen, denen gewiß keine majestätsbeleidigende Absicht unterlegen habe, der Angeklagte in Büren am andern Tage (ein gewisser Böhmer aus Etteln hatte noch am späten Abend den Angeklagten bei dem Amtmann denunciirt) verhaftet und über sechs Wochen im Gefängniß geblieben sei, bis endlich das Appellationsgericht, nachdem es Kunde davon bekommen, sofort seine Freilassung angeordnet habe. Die Bertheidigungsrede, welche über eine Stunde dauerte und mit großer Theilnahme und Spannung verfolgt wurde, wurde durch das schnell erfolgende einstimmige „Nichtschuldig“ der Geschwornen gekrönt. Als der Spruch der Geschwornen verlesen wurde, brachen die Zuhörer in ein fröhliches Hurrah aus, und beglückwünschten den Angeklagten und seinen Bertheidiger.

Ein anderer Fall, gleichfalls Majestätsbeleidigung, betraf den Colonen Franz Stiren, genannt Suren aus Brenken, den gleichfalls App.-Ger.-Ref. Löher vertheidigte. Die Sache hatte ein außerordentliches Interesse erregt; schon vor Anfang der Verhandlung war der Saal zum Erdrücken angefüllt von Zuhörern aus allen Klassen, auch die Damen fehlten nicht; die Treppen und Zugänge zum Saale waren noch mit Menschen bedeckt, welche theilweise stundenweit hergekommen waren. Der Freiherr von und zu Brenken auf Erpernburg

hatte im Herbst 1849 gegen den Colonen Stiren Schmähungen denunciirt, welche dieser ein Jahr vorher im Privatgespräch auf den König sollte ausgesprochen haben. Wie gewöhnlich bei politischen Prozessen, so übte der Bertheidiger bei der Ausloosung der Geschwornen das Ablehnungsrecht, 10 wurden abgelehnt.

Der Bertheidiger griff zunächst die Anklageschrift selbst an. Es waren darin drei Fälle gedacht. In dem einen hatte der Angeklagte nur auf die Regierung geschimpft, dadurch war keine Majestätsbeleidigung begangen; in dem zweiten Falle sollte der Angeklagte im Herbst 1848 auf öffentlicher Straße den König geschmäht haben, dieser Fall war nach §. 35 des Gesetzes vom 30. Juni v. J. verjährt, weil öffentliche Verleumdungen u. s. w. in 6 Monaten verjähren. Sowohl das Kreisgericht als die Anklagekammer des Appellationsgerichts hatten dieser beiden Fälle wegen den Angeklagten nicht in Anklagezustand versetzt. Der Oberstaatsanwalt aber hatte sie in die Anklageacte aufgenommen. Der Bertheidiger setzte nun auseinander, daß der Oberstaatsanwalt dazu gar kein Recht gehabt, daß er vielmehr klare Gesetzesvorschriften überschritten habe, der Gerichtshof dürfe sich von ihm, als Verwaltungsbeamten, nicht fesseln lassen, sondern müsse das Recht wieder herstellen. Auch die Zeugen über jene Vorfälle könnten nicht mehr vernommen werden, weil sonst der Angeklagte möglicher Weise indirect für das gestraft werde, wofür man ihn direct nicht mehr strafen könne. Der Bertheidiger trug daher auf Streichung des betreffenden Theils der Anklageacte und auf Entlassung der dazu gehörigen Zeugen an, der Staatsanwalt widersprach nicht und der Gerichtshof genehmigte und vollzog den Antrag des Bertheidigers. Es blieb nun noch ein Fall übrig. Der Angeklagte stellte die Majestätsbeleidigung in Abrede. Er erschien als ein Mann von Wiß und Verstand, der seine Zunge zu brauchen wußte. Seine originelle Ausdrucksweise erheiterte die Zuhörer, als er die drei Belastungszeugen schilderte, der Förster Reineke habe früher manches Butterbrot in seinem Hause gegessen, und von des Lehrers Frau

könne er nichts weiter sagen, als daß sie eben des Lehrers Frau sei. — Der Förster Reineke erzählte nun, daß er im Jahre 1848 eines Sonntags vor dem Hochamte mit dem Angeklagten in der Lehrerwohnung zu Brenken über die Lasten der Bauern gesprochen, daß der Angeklagte darüber geschimpft habe, daß die Bauern doppelt besteuert wären, von den Gutsherren und vom Staate, dabei heftig geworden und in starken Ausdrücken auch auf den König geschimpft habe. Er wußte aber durchaus nicht anzugeben, in welcher Jahreszeit dies gewesen, noch, wie es gekommen, daß der Angeklagte, wie der Herr Vorsitzende sagte, den tiefen Abstand eines einfachen Gutsbesizers, wie Herr v. Brenken, vom Könige auf einmal übersprungen und vom letztern gesprochen habe. Auch wollte Reineke selbst den König gar nicht genannt haben, was der Lehrer Evers jedoch behauptete. Letzterer wußte nur, daß der Angeklagte auf den König geschimpft habe, jedoch erinnerte er sich keines Ausdrucks mehr. Seine Frau hatte sich Krankheits halber entschuldigen lassen, nach dem Protokoll ihrer gerichtlichen Vernehmung, welches verlesen wurde, stimmte sie nur theilweise mit Reineke überein. Letzterer wollte die Sache erst dann dem r. v. Brenken angezeigt haben, als der Angeklagte diesen im Sommer 1849 injuriirt habe.

Die Vernehmung der einzelnen Bertheidigungszeugen war ermüdend und lieferte wenig Resultate. Der Gerichtshof beschloß, den Bruder des Angeklagten, welcher die Ursachen, warum v. Brenken den Angeklagten ein Jahr nachher denunciirt habe, darlegen und seine Aussage beschwören wollte, nicht zu vernehmen. Der Bertheidiger verzichtete nun darauf, daß die Zeugen über das Verhältniß des v. Brenken gegen den Angeklagten vernommen würden. Zu bemerken blieb nun aus den Zeugenaussagen nur, daß die Lehrerwohnung zu Brenken am Sonntage vor dem Hochamte von vielen Leuten besucht werde, daß der Angeklagte in der aufgeregten Zeit des Frühjahrs 1848 einen Auf-
lauf hatte zerstreuen helfen, daß er den König für allein würdig zum Reichsverweser erklärt hatte, daß hauptsächlich der Jagd wegen eine

erbitterte Feindschaft zwischen dem Angeklagten und Reineke bestand, daß letzterer im Gespräche leicht von einer Mücke einen Elephanten mache und mehrmal geäußert habe, er wolle den Angeklagten schon noch daran kriegen. Die als Zeugen vorgeladenen Eingefessenen von Brenken sprachen frei und entschieden, obgleich der Förster Reineke mehrere als unglaubwürdig ansuhr, weil er sie schon wegen Forstrevell und dergleichen denunciirt habe, auf welche Weise des Auftretens er jedoch selbst nicht zu seinen Gunsten einnahm. Endlich begann der Bertheidiger seine Rede. Wir theilen Einzelnes daraus mit. „Meine Herren Geschwornen!“ begann er, „wenn später einmal die Acten unserer Gerichtshöfe durchblättert werden, so wird man sich schämen über unsere Lage. Staunen wird man über die Menge von politischen Prozessen und Majestätsbeleidigungen, welche noch jetzt bergeshoch vor allen Geschwornen liegen. Es ist, als wären die Rachegeister über das Land losgelassen. Wenn nicht schon so vieles andere, dieses allein würde als eine öffentliche Schmach unserer Zustände in der Geschichte haften bleiben und bezeugen, wie wenig wir noch jene klare und kräftigende Lust der Freiheit athmen, in der man den Mann und seine politische Ueberzeugung achtet. Prozesse und immer wieder Prozesse aus den Spätherbsttagen des Jahres 1848, aus jenen Tagen, wo alle, die noch die Augen offen behalten hatten, es für ihre Pflicht erkannten, sich offen dem heranzuthenden Strome der Reaction entgegenzustemmen, weil sie schon die Keulenschläge fallen sahen, durch welche bald darauf die grüne Saat unserer Freiheit zermalmt und unser armes deutsches Vaterland wieder zum Spott und Hohn der Völker herabgewürdigt ist. Und woher stammen diese Prozesse? Außer jenen, welche das jetzige Gouvernement anstellt, rühren die meisten aus Angebereien her von Freund und Feind. Weil man die politische Ueberzeugung nicht zu achten versteht, säet die politische Leidenschaft den giftigen Geist der Denunciation selbst unter Freunde. Alte Feinde aber finden dabei eine köstliche Gelegenheit, einen lange Gehästen hinterrücks abzumuscheln. In dem gegenwärtigen Prozesse

scheint von Beidem sich etwas zu finden. Während er sich hier vor unsern Augen abwickelte, glaubte man nicht einen Blick in die Kreuzzeitung zu thun? Noch hat dieses Organ der Junkerpartei in unserm schlichten redlichen Westphalen wenig Ankergrund gefunden, zuweilen zeigt sich denn doch, daß seine Lehren über Spionage, Verdächtigung und Denunciation auch bei uns nicht ganz auf dürrn Boden gefallen sind. Gewiß, die Patrone der Kreuzzeitung würden diesen Prozeß als ihr liebes Söhnlein ans Herz drücken."

Es wurde darauf der Denunciationsbrief des v. Brenken an den Staatsanwalt, datirt Erpernburg, den 10. September 1849, verlesen. Der Angeklagte war darin auch als ein Agitator, Müßiggänger und irreligiöser Mensch geschildert. Der Vertheidiger wies durch die ausreichendsten Zeugnisse die Unwahrheit dieser Angaben nach. Der Denunciat hatte sich darauf berufen, daß sein Offiziersseid, sein Amt als Kreisdeputirter, und die §§. 80 und 82 des Straftitels ihm die Denunciation zur Pflicht machten. Der Vertheidiger zeigte in scharfen Worten die Nichtigkeit solcher Meinungen. Auch er erklärte sodann, das nähere Verhältniß des v. Brenken zum Angeklagten jetzt ganz unberührt lassen zu wollen, und beschränkte sich darauf, daß die Denunciation ungefähr zu gleicher Zeit mit einer Injurienklage des v. Brenken gegen den Angeklagten angestellt sei. Sodann legte der Vertheidiger dar, daß bei einem Privatgespräch unter Freunden die verbrecherische Absicht einer Majestätsbeleidigung nicht zu denken und deshalb das Richten und Rügen derselben für den vernünftigen Menschen ein Unsinn sei.

Bei des Angeklagten Persönlichkeit sei diese böse Absicht um so weniger vorauszusetzen, er werde leicht heftig, ohne Zweifel werde Reineke ihn gereizt und der Angeklagte die Worte nicht so gesprochen haben, wie jener sie angebe. Dieser Zeuge könne nicht glaubwürdig sein; selbst wenn man annähme, er wolle die Wahrheit sagen, dann habe man noch gar keine Garantie, daß sein Gedächtniß nicht durch Leidenschaft, Erbitterung und Interesse getrübt, sondern nach Jahren noch fest und klar wie

Krytall sei. Er habe sich in Widersprüche mit andern Zeugen verwickelt, sein Zeugniß an sich sei höchst lückenhaft. Auffallend aber sei es, daß die Frau des Lehrers Evers, da dieser selbst nichts bekunde, nicht erschienen sei. Endlich wurde vom Vertheidiger noch ausgeführt, daß die Sache jedenfalls abgethan und verjährt sei, weil die Lehrerwohnung zu Brenken am Sonntag vor dem Hochamte als ein öffentlicher Zusammenkunftsort zu betrachten, außerdem eine heimliche Majestätsbeleidigung etwas Widersinniges und kein Grund vorhanden sei, daß sie strenger verfolgt werden solle, als die öffentliche.

Der Vertheidiger schloß mit den Worten: „Ihr „Schuldig,“ meine Herren Geschwornen! wird einen unbescholtenen Mann einiger längst vergessenen Worte willen, von denen man nicht einmal weiß, ob sie wirklich eine Majestätsbeleidigung enthielten, ins Verderben stürzen. Ihr „Nichtschuldig“ aber wird eine Rechtsfertigung sein des innern Rechtsgefühls, welches den Angeklagten schon längst freigesprochen hat, und eine Sühne für das beleidigte sittliche Gefühl, welches die schamlosen geheimen Angebereien haßt. Ihr „Nichtschuldig“ wird abermals, gleich zahllosen andern Geschwornenverdicten, wie der klangvolle Richterspruch der öffentlichen Meinung zwischen die Spione und Denuncianten fahren, und es wird mit dazu helfen, daß wir endlich von dieser schleichenden Pest befreit werden.“

Nachdem noch der Vorsitzende des Gerichtshofes kurz und klar den Thatbestand und die Geringsfügigkeit der Beweise so wie die Rechtsfragen dargelegt hatte, verfügten sich die Geschwornen in ihr Berathungszimmer. Die Nichtjuristen im Publicum erwarteten zuversichtlich Freisprechung, die Juristen aber hatten einige Zweifel. Der Spruch der Geschwornen, jedoch nicht einstimmig, lautete auf „Nichtschuldig.“ Das Publikum brach in nicht endenden Jubelruf aus, der Angeklagte selbst aber sprang von der Anklagebank, schwenkte seinen Hut und rief Hurrah. Sein Ankläger Reineke aber soll am selben Abend in mehreren Wirthshäusern Unannehmlichkeiten gehabt haben.

Von Kampf um Völkerfreiheit.

Ein Lesebuch für's deutsche Volk. Zweites Heft.
Von R. Dulon, Pastor zu U. L. Frauen in Bremen; bei D. Geiskler. 296 S.

Wir machen die Tausende und aber Tausende, welche das erste Heft zu seiner Zeit mit Eifer durchlesen, mit dem Erscheinen des zweiten bekannt, das in jeder Beziehung seinem Vorgänger zur Seite tritt. Es ist in Dulon's Schriften eine Begeisterung für des deutschen Vaterlandes Freiheit und Einheit niedergelegt, die, wenn sie sich nur einem kleinen Theile unseres Volkes mittheilte, bald uns zu dem allseitig angestrebten Ziele führen würde. Es ist anerkannterwerth, daß ein Mann mit Dulon's Feuer nicht niedergeschlagen ist durch die neueste Geschichte, nicht muthlos wurde, wo alle seine Hoffnungen auf eine bessere politische Gestaltung unseres Vaterlandes umdüstert, ja, wo die deutschen Zustände anfangen, unerträglicher zu werden, als sie es schon vor dem März des Jahres 1848 waren. Aber sein Glaube steht fest wie die Kirche, deren Lehren er mit seltenem Wahrheitsmuth und mit außerordentlicher Kraft, seinen zahlreichen Widersachern gegenüber, predigt. Man sieht es aus jeder Zeile, daß Dulon die Menschen kennt, wie sie sind, er beschönigt nichts, er schneidet mit unbarmherziger Gewalt ein, um noch zu heilen, wenn noch zu heilen ist. Es ist dies Buch das Zeugniß eines Propheten, der in bewußter Begeisterung das niedergebeugte Volk sich selbst erkennen läßt, um das Bewußtsein für eine bessere Zukunft wach zu erhalten; da, wo es unter den Schlägen der Gewalt verloren gegangen ist, wieder zu erwecken. Es lebt in jedem Satze eine Ueberzeugungstreue, die überzeugen kann. Die Sprache schwillt oft kühn an im Zorne über die erduldete Schmach, es ist die Stimme eines Mannes, der Menschenfurcht nicht kennt. Die große Zahl der Verehrer und Freunde des Verfassers wird durch die Fortsetzung seines „Kampfes um Völkerfreiheit“ sich voraussichtlich noch vergrößern, wiewohl an manchen Orten das gewaltige Wort des Predigers Schrecken erregen wird,

namentlich da, wo man sich vorgeredet, die letzten Jahre seien nur ein vorübergehender Rausch einer flüchtigen Begeisterung gewesen. „Kennst Du den Kampf nicht, den wir wollen? sagt D. Wir wollen den Kampf um Freiheit! Wir wollen die Freiheit, die Selbstbestimmung edler Völker in allen für sie wichtigen Angelegenheiten, wollen das Gesetz als Ausdruck des Gesamtwillens, als heilige Regel, welche das Volk sich selbst verordnet durch frei gewählte Vertreter, wollen des Volksgesetzes unbedingte Heiligkeit vor Fürsten und vor Bettlern, wollen Beseitigung jeder Willkür, jeder Rechtsverachtung, jeder Bevorzugung, die ein anderes Fundament als Verdienst, Tugend, Geistes- und Seelenadel hat. Ist das unmöglich, wo Fürsten an der Spitze der Staaten stehen? Wir wollen ein gleiches Recht für Alle. Wir wollen nicht die Verewigung eines fürchterlichen himmelschreienden, gotteslästerlichen Unsinns, der Jahrtausende die Welt geschändet hat, jenes Unsinns, der die Massen der Völker, die Millionen zur Unwissenheit, Rohheit und Armuth, zu einem thierischen mehr als menschlichen Leben verdammt und sie ausschließt von den höchsten, schönsten und edelsten Genüssen des Erdenlebens.“ Dann charakterisirt der Verfasser die falsche Auffassung des Spruchs homiler Bibelverständiger. „Es ist keine Obrigkeit ohne von Gott“ und zeigt an schlagenden Beispielen, wie wenig manche Fürsten und Obrigkeiten dieses Spruches eingedenk gewesen seien. In begeisterten Worten wird im 2. Capitel „Deutschlands Herrlichkeit“ geschildert, der Reichthum des Vaterlandes nachgewiesen. Als er des Handels gedenkt, faßt den Verfasser wiederum der gerechte Schmerz über unsere Ohnmacht den Handel zu schützen. „Ganz Deutschland zitterte und zagte, ganz Deutschland sah die Fäden seines Handels durchschnitten, als es dem Dänenkönig gefiel, durch 5—6 Kriegsschiffe die deutschen Ströme blockiren zu lassen.“ Dann rühmt Dulon die sittlichen Eigenschaften der Deutschen, die geistige Bildung, aber „noch heute findet Ihr in vielen Gegenden Lehrer zum Gotteserbarmen, Lehrer, die bei dem kümmerlichsten Einkommen mehr an die Stillung ihres leiblichen Hungers, als an

die geistige Sättigung ihrer Schüler denken müssen, und auch nicht nothdürftig den schweren Pflichten ihres Amtes gewachsen sind.“ Dann rollt der Verfasser das Bild der Herrlichkeit des Vaterlandes unter den Heinrichen und Ottonen auf, und geht dann schmerzlich über zu „Deutschlands Schmach.“ Auch hier wie überall reden die Thatfachen der Geschichte lauter als alle Worte und die Schlußfolgerung klingt überall hindurch, Deutschlands Regierungen dachten niemals an Deutschland, sondern nur an die Vergrößerung der eigenen Gewalt und der fürstlichen Rechte. Dies Capitel spinnt sich unter IV hindurch, bis unter V „Deutschlands Fürsten“ charakterisirt werden, deren Schluß erst im VI Capitel zu finden ist. „Deutschlands Einheit“ bringt den Verfasser wieder in die Stimmung der Märztage 1848. „Der Sturm brauste. Dumpfer Druck hatte alles fröhliche Leben gehemmt. Ein Windstoß und Alles athmete frei, Alles stand kräftig auf. Befreite Völker jubelten, frohlockten in stolzer Hoffnung einer schönen Zukunft entgegen. Die Gewaltsherren zitterten auf ihren wankenden Sizen, den Zorn der Völker fürchtend, denn sie wußten, daß sie den Zorn der Völker verdient hatten. Aber die Völker waren glücklich. Sie dachten nicht an Rache, nicht an Strafe. Sie vertrauten und hofften. Sie stützten die wankenden Throne. Sie ehrten die Fürsten in ihrer Niederlage, sie waren edel! Der Edle will, wenn der Retter gekommen — Versöhnung! Deutschlands Parlament, „Nie hat ein Parlament eine schönere Aufgabe gehabt, als das Frankfurter Parlament, und nie hat ein Parlament seine Aufgabe schlechter gelöst und nie mit größerer Unflugheit seine Macht untergraben, als das Frankfurter;“ das ist das Thema, welches der Verfasser mit Schärfe behandelt. Daß die Partei Gagern mit den Gothaern eine tiefe Entrüstung bei einem solchen Charakter, wie Doulon ist, hervorrufen muß, ist erklärlich. Gefreut hat es uns aber, daß die Männer der Linken, welche sich niemals durch die Popularität des Gagern'schen Namens irre machen ließen, den verdienten Lorbeer erhalten, den ihnen die Geschichte niemals vorenthalten wird, im Gegen-

satz zu denen, welche am 23. April laut erklärten: Die Verfassung ist ein heiliges Banner! Wir haben sie jetzt zu vertheidigen. Wir werden stehen und fallen mit dieser Verfassung. Sie wird das Heiligthum sein, die Drifflamme, um die Alle, denen die Ehre des Vaterlandes am Herzen liegt, sich versammeln und unüberwindlich kämpfen werden.“ — Ihr unüberwindlicher Kampf war — wilde Flucht. Das Capitel über den „Sonderbund“ übergeben wir, der Gothaer Tag hat kaum eine so gerechte, wenn auch bittere Kritik erfahren, als in diesem Buche. Den Schluß machen „die Standrechtsgräber,“ an denen der begeisterte Priester Worte des Trostes und der Hoffnung für unsere Zukunft ausspricht. Es würde uns zu weit führen, Alles hervorzuheben; wir sind überzeugt, daß jeder, der Interesse für sein Vaterland fühlt, auch diese Gabe selbst zur Hand nehmen wird. Dies ist unser aufrichtigster Wunsch!

Kampf mit baierischen Schmugglern.

Das Const. Blatt aus Böhmen berichtet von einem eigenthümlichen Schauspiel, von dem man im Flachlande keine Ahnung habe, das aber in seiner ernstesten Veranlassung die volle Aufmerksamkeit und energische Abhilfe der höheren Staatsbehörden erheische. „Der im hohen Schnee zurückgelegte, äußerst beschwerliche Weg nöthigte mich in dem ruhigen Gebirgstädtchen Winterberg an der baierischen Grenze meine Mittagskraft etwas früher als gewöhnlich zu halten. Plötzlich verbreitete sich bei der dortigen k. k. Finanzwachcaserne die Nachricht, es sei dem k. k. Bezirkshauptmann Pribyl so eben von Ruckwarda die Meldung von einem mörderischen Gefechte zwischen der berühmten Lockenhäusler Schwärzer- und Räuberbande aus Baiern und der k. k. Finanzwachmannschaft, dann dem fürstlichen Jägerpersonale mit der Aufforderung um schleunige Hilfe zugekommen. Es dauerte auch keine zehn Minuten, so war auch schon der Bezirkshaupt-

mann vom obern alten Schlosse, dem Sitze der Bezirkshauptmannschaft, am Plage vor der Finanzwachcaserne in voller Dienstuniform erschienen, ließ von der Nationalgarde Bergatterung schlagen und eine Viertelstunde später sah man den Bezirkshauptmann mit dem Finanzwachobercommissär an der Spitze eines außerlesenen kampfmuthigen Häufleins, voran etwa 12—13 Mann des vor wenigen Stunden daselbst von Urad eingerückten geringen Landwehrcommando, in der Mitte heiläufig eben so viel Nationalgarde und in der Arriere einige Mann der Finanzwache, alle mit scharfgeladenen Gewehren — aus der Stadt ins Hochgebirge des Böhmerwaldes den Kuschwardern zu Hilfe eilen, um sie gegen einen angesagten Angriff bei Kusböhütten zu decken. Die armen biedern Gebirgsbewohner begleiteten diese gefahrvolle Expedition mit ihren besten Segenswünschen und harrten in Gruppen versammelt auf den Gassen. Anerkennung verdient der Eifer, mit dem sich Alle um den Bezirkshauptmann drängten und sich ihm anzuschließen wünschten, welche erfreuliche Erscheinung in so ernstem Momente sich nur durch das Vertrauen erklären läßt, welches die neuen Regierungorgane in diesem Bezirke bereits genießen. Ungefähr nach zwei Stunden kehrte das ganze Hilfscommando zurück, gefolgt von der Kuschwarder Nationalgarde und Finanzwache, in ihrer Mitte ein durch die Hüfte geschossener Lockenhäusler auf einem Schlitten. Soviel ich von einem Finanzwachenaufseher erfahren konnte, war die im ganzen Böhmerwalde gefürchtete Lockenhäusler Räuberbande aus Baiern, etwa 20—30 Mann stark, alle mit Doppelfluzen bewaffnet, schon Donnerstag den 21. d. M., als sie auf die friedliche Aufforderung mit Kugelschüssen geantwortet, bei Böhmisch-Röhren angegriffen worden. Baum für Baum mußte erkämpft werden, sechs schwer Verwundete an der östreichischen Seite, mehre Tode und Verwundete an Seite der Lockenhäusler geben Zeugniß von der gegenseitigen lang genährten Erbitterung des Kampfes. Die Lockenhäusler schleppten ihre Verwundeten und Todten über die Grenze nach Baiern fort, nur der eine, den man einbrachte, konnte der Finanzwache nicht

entriffen werden. Samstag Nachts kehrten die Lockenhäusler verstärkt zurück, stürmten die Caserne in Tuffet, um ihren Kameraden zu befreien, wurden jedoch mit dem Verluste zweier Todten zurückgeschlagen. Da sie ausgekundschaftet, daß ihr Gefährte nach Winterberg transportirt werde, wollten sie sich im Walde in den Hinterhalt legen, welche Absicht aber durch das energische Auftreten der Nationalgarden vereitelt wurde. Wenn man bedenkt, daß solche bewaffnete Einfälle von einer benachbarten, befreundeten Regierung geduldet und unsere armen Gebirgsbewohner in der Nothwehr auf ihre eigenen Kräfte angewiesen sind, so kann man im Interesse der allgemeinen Sicherheit den lebhaften Wunsch nicht unterdrücken, unsere Regierung möge in kategorischer Weise für diese freche Gebietsverletzung die gebührende Genugthuung fordern und ihrer gerechten Forderung durch ein an der bayerischen Grenze aufgestelltes Militärcommando, wozu sich insbesondere unsere Jäger des Gebirges wegen eignen, den nöthigen Nachdruck, sowie den eigenen Staatsbürgern den sichereren Schutz verschaffen.

Musikalische Skizzen aus Constantinopel.

(Fortsetzung.)

Die Perser sind von den orientalischen Völkern die aufgewecktesten, sind geschickt und talentvoll. Ihre Lieder und Gesänge weichen daher von denen der übrigen bedeutend ab. Der Text ist voller Poesie und verschmährt jene schlüpfrigen Wize. Im Gesänge unterscheiden sie das Piano vom Forte, das Adagio vom Presto, das Staccato vom Legato. Doch ist der einstimmige Gesang überaus ermüdend durch die Wiederholung gleichmäßiger Töne, die oft bis gegen funfzig auf derselben Stufe wiederkehren. So ähnelt nebst dem gedachten Schlusse der Gesang einer recht langweiligen Etude, einer Fingerübung, die nur wenige Töne bis zur Verzweiflung wiederbringt. Der mehrstimmige Ge-

sang dagegen hat Werth. Wenn etwa eine größere Karavane die beschwerliche Reise von Erivan über Erzerum und Trebissonde zurückgelegt hat und nun endlich den erwünschten Hafen vor sich sieht: dann ertönt ein fröhliches Singen, ein überaus gefühlsvolles Ensemble, dessen man durch die große Eigenthümlichkeit der Melodie nicht müde wird. Dennoch hat der Vortrag des Nationalgesangs bei allem Gefühlvollen etwas Schleppendes und Langweiliges.

Voll Feuers dagegen ist der Gesang der Tscherkessen. Kriegerisch, wild, an das Nomaden- und Jägerleben gewöhnt, ziehen sie auf die Gipfel der Berge, wo sie freiere Luft athmend, um ein wohlunterhaltenes Feuer versammelt oder in Gruppen in den Zelten, europäische Sitten verachtend, ihre Kriegsglieder anstimmen. Im Eifer des Gesanges ziehen sie nicht selten den Säbel aus der Scheide. Indem sie sich gebärden, als ob ihre Todtfeinde vor ihnen ständen, schlagen sie unaufhörlich um sich, bis sie, jene für besiegt haltend, Dankgebete erschallen lassen. Zu der edlen Tugend der Tapferkeit gesellt sich bei ihnen jene der Gastfreundschaft. Das größte Wohlwollen gibt man dem Fremdling durch Gesang und Klang zu verstehen. Trotz des kräftigen Textes und eines lebendigen Vortrages sind auch die Lieder der Tscherkessen, wie fast bei allen Orientalen, sentimental Ursprungs, und läuft der Schlußton in eine übermäßig lang gehaltene Fermate aus.

Die Lieder eines Russen, eines Volkes, das man größtentheils bei uns mit dem Beiwort „Barbarenvolk“ beehrt, sind merkwürdiger Weise voller Gefühl und Schönheit und werden mit großer Reinheit gesungen. Matrosenhäusen durchziehen die Straßen Galata's und Tophana's, meist häßliche Physiognomien, in mehrstimmigen Chören. Der beste Sänger läßt aus ihrer Mitte eine Arietta ertönen, deren Refrain in Heiterkeit und Frohsinn, meist mit Tanz und unter Begleitung der Derwischtrummel, des Triangels, Tambourins und der Piccoloflöte wiederholt wird. Durch reichlichen Genuß des Branntweins haben die Stimmen etwas Rauhes. Das gemüthliche Singen hat alsbald ein Ziel gefunden, da es zu dem größten Vergnügen eines Russen gehört,

sich zu berauschen. Alsdann liegen sie, ruhig gruppirt, als wenn sie noch im Trunke die Härte der Knute fühlen, an den Ufern des Bosporus und lassen stumpf die Spottlieder der Jugend Constantinopels über sich ergehen.

Die Gesänge der Joniotten, Corfiotten und Cefaloniotten sind kaum einer Erwähnung werth, sie eignen sich nur zu Kammermusik. Hingegen ist der Gesang der Croaten, Slavonier und Maltheser, halbcivilisirter Völker, voller Schönheit. An Sonn- und Festtagen sitzen sie in den engen, schmutzigen Gassen Galata's vor den Häusern zweifelhaften Rufes und locken durch Lieder, die sie mit der Guitarre begleiten, zu bachanalischen Festen den Vorübergehenden an, wobei sie den willfährigen Zuhörer oft noch mit freiem Wein bedenken. In solchen Häusern, wo es mit den Tugenden nicht eben genau genommen wird, — zumeist verbindet sich ein Weinhaus, Chan, damit, hat man Gelegenheit, oft den Gesang von mehr denn zwanzig verschiedenen Völkern zu hören und würde der Musiker daselbst reiche Skizzen sammeln können. Es ist, als ob hier gratis Theater gegeben wird, denn jede Nation singt für sich ihre vaterländischen Lieder in eigenthümlicher Tracht. Anfänglich scheint der Nektar alle Nationen zu einem Freundschaftsbunde umschlungen zu haben. Seligkeit malt sich auf allen Gesichtern, bis das Maß irdischen Glückes überläuft, sobald eine Schöne hier und da Eifersucht erregt. Dann wird aus der gemüthlichen Scene eine ernste, und wie in einer Völkerschlacht sieht man Franzosen gegen Griechen, Armenier gegen Türken, Engländer gegen Russen, Deutsche gegen Italiener sich erheben. Oft entsteht da eine traurige Lage bis in die späte Nacht hinein, wenn nicht eine andere Gewalt durch Gewalt Frieden schließt.

kehrt man von dem sittenlosen Galata nach dem höher gelegenen Pera zurück, wie ganz anders ist der Musikzustand? Die Italiener und ihre Stammverwandten, die Perotten, wohnen dort überwiegend, weshalb man auch mit deren Sprache am weitesten kommt. Der Gesang dieses Volkes ist, verglichen mit dem der bereits gedachten Nationen, Tag gegen die Nacht.

Wo nur sechs Italiener beisammen sind, ist schon ein Männerquartett gebildet, und mit so vorzüglichen Stimmen, mit Kraft und Fülle, daß sich keine andere Völkerschaft, auch nicht die der Deutschen, damit vergleichen kann. So hört man überall diese Männerquartette in gefälliger Weise, in der Werkstatt des Arbeiters, auf den Schiffen von den Matrosen, unter dem Militär, in den höheren und höchsten geselligen Kreisen. Die Freiheitsbestrebungen Europas, in deren Strohfeuer der gute, aber schwache Pionono den ersten Funken geworfen, hatten auch hier

ihre Sympathieen. Die Italiener wenigstens benutzten jede Gelegenheit, mit der Tricolore und mit Pio's Fahne die Gassen singend zu durchziehen. Hymnen wurden auf Hymnen componirt; eine Art „Te deum laudamus“ auf öffentlichem Plaze gesungen. Man versuchte selbst den venetianischen Palast zu stürmen, und brachte der daselbst hausenden österreichischen Gesandtschaft ein „Breat.“ Gesang und Klang an allen Ecken, bis über Italien das Gewitter losbrach!

(Fortsetzung folgt.)

F e n i l l e t o n .

Berlin. Ein Bey von Tunis, großer Verehrer der Musik, hatte sich von Frankreich her eine Bande Muskkanten kommen lassen. Und es spielte einer nach dem andern vor dem Herrn, jeder auf seinem Instrumente nach seiner Kraft; der Trommler aber gefiel dem Bey am Besten und stieg von Tag zu Tag in seinen Augen, maßen er zum Islam übergetreten war. Als derselbe nun auf der Parade mit Virtuosität trommelte und dabei ab und zu die Trommelflöcke in die Höhe warf und wieder auffing, rief der Bey: „Allah ist groß! dieser Mensch kann einmal Bezir werden, vor der Hand soll er aber diese ungläubigen Hunde commandiren!“ und der Trommler wurde Kapellmeister. Der neue Dirigent traf aber, wenn er Abends unter dem Kiosk des Bey seine Bande spielen ließ, nicht immer den Geschmack des Herrn und es ward für das Hin- und Hermusciren stehender Gebrauch, daß wenn die Musik dem Bey wohlgefiel, Rosenöl, wenn sie ihm mißfiel — etwas Anderes, auf die Muskkanten und den Trommler vom Altan herabgegossen wurde. Es geschieht nichts Neues in der Welt, was in Tunis vorkam, wiederholt sich in Berlin. Die deutsche Reform, die ihre Trommelflöcke hoch genug in die Höhe werfen kann, muscirt auch in diplomatischen Unterhaltungen hin und her und empfängt, nach Umständen, das Rosenöl oder das Andere des Gebieters. Da hieß es vorige Woche, es sei „ein Attentat gegen den gesunden Menschenverstand,“ von einer Einigung Preußens mit Oesterreich zu einem allgemeinen

deutschen Zollverbände zu reden, und nun die Regierung das Gegentheil thut, ist die deutsche Reform gestern entzückt, wirft ihre Trommelflöcke bis in den siebenten Himmel, und wird nicht das Andere, sondern das Rosenöl empfangen! Allah ist groß! C. Z.

* * „Was hat denn Ihr Hund für ein sonderbares Zeichen?“ fragte neulich ein Reisender einen Hundebesitzer in G. Das ist die Rettungsmedaille, die er kürzlich erhalten hat. Wie ist das zu verstehen? Er hat den Arzt vom Krankenbette seines Herrn weggebissen. —

Boston. In einem der Vereinigten Staaten sollten die Parteien sich zu einer Vereinbarung versammeln. Jede Erwartung war gespannt. Da steckten nun die Häupter der Erhaltungs- oder Rückschrittspartei ihre Köpfe zusammen und karteten folgenden Anschlag ab: „Wir machen die ganze Sache hier unter uns ab, meinten sie; bei der Volksversammlung sind wir dann Alle zur bestimmten Stunde anwesend, lassen unsere Redner einschreiben, halten einige glänzende Reden über den Vorschlag, und so geht dann die Bill gleich durch. Dann drehen wir rasch alle Hähnen an den Gasröhren, welche den Versammlungsraum erhellen, zu. Dergestalt finden zuletzt die hastigen Vorwärtstreiber, wenn sie erst zur Bestimmung kommen, die Sache schon gerichtet und geschlichtet.“ Der Anschlag wurde aber nicht ganz geheim gehalten und kam zu den Ohren der Fortschrittspartei. Als nun die Anhänger derselben am bestimmten Tage Alle eben so frühzeitig, wie

die ihrer Gegenpartei, aber ohne alles Geräusch, eintrafen, mischten sie sich ins Gewühl, den Rednern ein aufmerksames Ohr leihend, ohne sich aber im Mindesten gegen dieselben auszusprechen. So ging denn Alles nach Abrede. Als aber nach der Einhelligkeit des Beschlusses die Krähnen zugekehrt wurden, als die egyptische Finsterniß rasch im Saale lastete, da fuhren plötzlich Tausende von Reibzündhölzchen, die man in Amerika Locofocos nennt, aus den Büchsen, sprühten Flammen und zündeten eben so rasch tausend Kerzen an. Jetzt erst traten andere Redner auf, brachten das etwas zu schlaue Verfahren zur Sprache, stimmten dadurch die Menge um und bewirkten ganz andere Beschlüsse, als die vorher angefertigten. Von dieser Zeit an nannte man denn die Partei der Fortschrittsmänner Locofocos, Reibzündhölzchen, Anfangs nur scherzweise. Vom Scherze aber verstieg sich der Name zum Ernste, und jetzt zögert keiner der Männer des Fortschrittes, sich Locofoco zu nennen, so wenig als der Engländer zögert, sich des Wortes Whig (Perrücke), der Holländer sich des Wortes Geuse (Bettler) zu bedienen.

Erfurt. Im vergangenen Jahre sind in Deutschland 63,000 Mädchen mehr als Knaben geboren worden.

Haiti. Von einem kaiserlich-haitischen Hofballe gibt ein Brief im M. Herald folgende anmuthige Schilderung. J. schwarze Majestät, die Kaiserin, hatte plötzlich Lust zu tanzen bekommen und rasch, was von distinguirten Personen in der Nähe war, zu einem bal improvisé zusammentrommeln lassen. Man fand die haitischen Herzoge und Barone meist auf Tonnen ihre Sieste halten, die Cigarre im Munde. Nachdem J. M. die erlauchten Gäste empfangen, erhielt der kaiserliche Intendant, in vulgärer Sprache der Ceremonienmeister, den Befehl, die Carabina (einen haitischen Tanz) zu formiren und zu eröffnen. Kaum war dies aber geschehen, als J. M. in ihrem feinen Anstandssinn das höchste Aergerniß nahm, daß Herzoge mit Gräfinnen und Barone mit Ritterinnen tanzten — eine schamlose Verletzung der Hofetiquette, die J. M. auf keinen Fall zu dulden gesonnen sei, so lange le bon Dieu das kaiserliche Diadem auf ihrem Haupte erhielt. Der Ceremonienmeister entschuldigte sich mit dem Mangel an betitelten Personen. J. M. spülte ihren Verdruß mit einem Glase Liqueur hinab und gab hierauf sich und ihren Gästen ein pas seul zum Besten, genau wie es die Ureinwohner Afrikas tanzen. Da jedoch der

kaiserliche Gemahl zu bedenken gab, daß dieser Tanz vielleicht nicht mehr im neuesten Geschmack sei, so stand J. M. davon ab.

Hamburg. Ein Schuhmacher empfiehlt Stiefeln mit Filzsohle für Erbschleicher.

Innsbruck. Auf dem Theater zu Innsbruck ist, laut öffentlicher Anzeige, am 18. v. M. zur Aufführung gekommen: „Rodrigo und Elvira, oder: Der Kampf um die Königskrone,“ dramatisches Gedicht in drei Aufzügen, von J. G. F. Freiherrn v. Zellacic, jetzigem k. k. K. M., Banus von Kroatien, Slavonien und Dalmatien, Großkreuz, Kommandeur und Ritter vieler hoher Orden. — Dieses Machwerk ist so erbärmlich und nichtswürdig, wie das Freiheit und Recht mordende Treiben des Verfassers.

Leipzig. Was vor einiger Zeit als Scherz durch die deutschen Blätter ging, ist nun, so unglaublich es klingt, wirklich eingetroffen. Das bekannte Bilderbuch von D. Hoffmann: „Der Struwelpeter,“ ist laut dem Leipziger Buchhändler-Börsenblatte in Rußland verboten worden. — O Czar! Warum solltest Du nicht mit Deinen allergrößten Füßen am meisten die Menschen zertreten, da Du von allen Gewalthabern am meisten von Gottes Gnaden!

London. Eins der merkwürdigsten Meetings wurde am 25. Febr. d. J. in Shadwell, Shakespear Walk in London, gehalten. Einer der Redaktoren des Morning-Chronikle, Henri Mayhen, hatte in einem Schulsaal der British Union alle kleinen Banditen, Bagabonden, Diebe, Bettler von 7—20 Jahren zusammenberufen, die man in den Vorstädten von London und der Banlieue hatte austreiben können, und die zu dem Zwecke mit Einlaßkarten versehen worden waren. Es fanden sich deren 150 ein. Im Anfang ging es sehr lärmend zu, doch bald beruhigten sich Alle, und man fing die Verhandlungen an. Zuerst wollte man sie klassifiziren, und bei den an sie gestellten Fragen stellte es sich heraus, daß die meisten derselben bloß von Diebstahl lebten, was einen allgemeinen Enthusiasmus erregte, der sich durch das gewöhnliche dreifache Hurrah aussprach. Die Namen von 66 Gewohnheitsdieben wurden mit Triumph proclamirt. Die 50 Bettler wurden nicht ganz so schmeichelhaft aufgenommen. Der Löwe des Meeting war ein Bursche von 19 Jahren, der schon 29 Mal im Gefängnisse gefessen hatte. „Bravo! Bravo!“ wurde ihm von allen Seiten zugerufen und man war auf

dem Punkte, ihn im Triumph umherzutragen. Von diesen unglücklichen Wesen hatten nur noch 19 Eltern, die übrigen hatten entweder keinen Vater oder keine Mutter und 80 waren ganz verwaist. Nun wurden folgende Fragen an sie gerichtet: „Seid Ihr Eurer Lebensart überdrüssig?“ Gewiß. — „Wem schreibt Ihr Euer Unglück zu?“ — Unseren Wohnungen. — Als nun ein Knabe angeben wollte, wie es in diesen Bettlerwohnungen hergehe, geboten ihm die Andern Schweigen, weil sie in keiner Bettlerherberge mehr aufgenommen werden würden, wenn Einer verriethe, was man darin treibe. Mr. Mayhen stellte ihnen nun vor, wie das Bagabondenleben sie ins Elend führe und wie er entschlossen sei, Alles aufzubieten, ihre Lage zu verbessern. Bei der Berathung über die Mittel zur Hilfe schlugen einige derselben selbst die Auswanderung als das beste Mittel vor, um sich noch zu bessern und sie zu nützlichen Mitgliedern der menschlichen Gesellschaft zu machen. — Eine interessante Scene fand am Schlusse statt. Man gab einem, der 26 Mal verhaftet gewesen war, einen goldenen Sovereign, um ihn zu wechseln, sagte ihm aber lachend: es würde Keinem einfallen, ihn zu verfolgen, wenn er mit dem Gelde durchginge. Die Ehre der jungen Diebe stand auf dem Spiele; während einiger Minuten warteten sie mit Angstlichkeit, dann kletterten sie auf die Bänke und in die Fenster, um zu sehen, ob er zurückkomme. Er erschien. „Hätte er das Geld nicht zurückgebracht, so hätte ich ihn todgeschlagen!“ sagte einer, der nicht besser war, als jener. Ein donnernder Applaus erhob sich, als er eintrat. Man trug ihn auf den Schultern und Armen bis zu der Erhöhung, wo der Präsident saß, dem er das Geld übergab, welcher den eigenthümlichen Triumphator recht gut aufnahm.

St. Louis. Die Sioloj-Neger am Senegal haben ein Verstandesspiel, das darin besteht, daß die Personen sich gegenseitig mehrere Fragen vorlegen, welche so kurz als möglich, oft mit einem Worte, beantwortet werden müssen. Zum Beispiel: Wer ist sehr lang im Sonnenschein und macht keinen Schatten? — Der Weg. — Was ist das durchdringendste Ding auf der Welt? — Der Verstand. — Welches sind die Kameraden, die den ganzen Tag sich aneinander schlagen und sich doch kein Leid zufügen? — Die Zunge und die Zähne.

Madrid. In Madrid werden die kleinen Theater am meisten besucht; die große italienische Oper ist unbedeutend. Im Theater del principe sind ernste Schauspiele und Calderon an

der Tagesordnung, man muß Wochen zuvor einen Platz für Calderon'sche Stücke bestellen. Auch „politische Dramen,“ in denen jede die Castilier lobende Stelle lebhaft beklatscht wird, kommen hier zur Aufführung. Die Königin kommt oft, aber immer erst in der Mitte des Stücks.

München. Der Münchener „Punsch“ enthält folgende Todesanzeige: Der unerforschlichen Ratschlust der Majorität hat es gefallen, unsere innigst geliebte Preßfreiheit, königl. Märzproklamations-Tochter von hier, gestern Abends halb 6 Uhr, versehen mit vielen scheinheiligen Sterbmodifikationen, nach einem 12tägigen Leiden aus diesem Reichskammerthal in ein besseres Jenseits abzurufen. Sie war eine gesunde und kräftige Jungfrau, doch das Preßgesetz kam ihr zu früh, und die schweren Strafen, die jedem Drucker in Aussicht standen, beugten sie nieder. Der §. 44 (wer zwei Mal verurtheilt ist, kann nimmer redigiren) blieb ihr im Magen liegen, und der Artikel von der gewerbepolizeilichen Einziehung der Concessionen schlug sich ihr auf die Brust. Selbst die Fontanelle, welche ihr mit dem letzten Artikel gesetzt wurde, daß nämlich die Geschwornen allezeit gefragt werden müssen, ob keine mildernden Umstände vorhanden sind, war nicht mehr im Stande, die aufgenommenen schädlichen Materien zu vernichten. Auch war die ganze Behandlung so falsch, daß sie gezwungen wurde, den Geist ganz aufzugeben, nachdem sie vorher noch vom Schleimschlag gerührt worden war. Wer den lebenslustigen, ungenirten Charakter der Verblichenen kannte, wird unsern herben Verlust zu schätzen wissen. Wir hatten längst die schmerzliche Ahnung, daß sie ihrer kürzlich verschiedenen Freundin, der Emanzipation, alsbald in die Gruft nachfolgen würde. Indem wir den würdigen Priestern, die ihr am Sterbebett so liebevollen Trost zusprachen, was namentlich von Herrn Pfarrer Westermayer geschah, hiermit unsern öffentlichen Dank abstatten, empfehlen wir die Preßfreiheit dem frommen Andenken, uns selbst aber der viertel-, halb- und ganzjährigen Theilnahme. München den 23. Febr. 1850. Münchener Punsch, mit einem unmündigen Redakteur, als Sohn. Nürnberger Courier, als Onkel. Nürnberger Correspondent, als Firmpathe. Augsburger Allgemeine, als entfernte Großtante. Und sämmtliche Bekanntschaft. Die Beerdigung findet in ungefähr 8 Tagen von dem Reichsraths-Leichenhaus aus statt. — Das Requiem findet statt im Geseßblatt und in einigen trauer-

amtlichen Blättern. Das Libera nos Domine nebst Dies irae wird in unbestimmter Zeit vom Volk gesungen werden, wozu alle Freunde der Verstorbenen höflichst eingeladen sind.

Paris. Die reactionären Lustspiele machen in Paris großes Glück, namentlich wenn sie reich an Epigrammen auf die Republik sind. Ein Zeichen, daß die Dummheit und Gemeinheit nicht ausgerottet ist, so lange das Spaulett und der Geldsack noch Macht haben. Zu dieser Gattung gehört der „Staatsstreich,“ welcher jetzt im Gymnase allabendlich vor überfülltem Hause und stets mit rauschendem Beifall gegeben wird. Dieses Stück überbietet an Ausfällen auf die Republik Alles, was in den Vaudevilles bisher schon geboten worden, und das will nicht wenig sagen. Ein Gärtner, Gaulois (das personificirte Frankreich), beklagt sich über eine Krankheit, an der er 18 Jahre gelitten. Sein Arzt erwidert ihm, daß sei ein wunderbares Uebel: die Krankheit des Wohlbefindens:

Votre mal, j'ai dû le chercher
Et j'ai fini par le connaitre . . .
Je ne veux pas vous le cacher,
Vous aviez le mal du bien-être.

Februar, ein Straßenbube, der sich rühmt, der alten Gesellschaft mit ihren Mängeln, als da sind Wohlstand und Sittlichkeit, Ehre und Vertrauen, den Garaus gemacht zu haben, will den Namen „Königsrose“ durch „Rose der Republik“ eriezt wissen. Der Gärtner stimmt bei, da es wünschenswerth sei, daß nach all den Dornen die Republik auch endlich einmal ihre Rosen zeige:

Au fait après avoir subi
Tant de tristes métamorphoses,
De la république aujourd'hui
Il serait tems de voir les roses.

Skorpion, ein „Mann des Gedankens,“ will, daß die Welt sich von Grundsätzen nähre. Der Gärtner fürchtet, daß man bei dieser demokratischen Nahrung verhungern könne:

Les ouvriers, qu'on va bergant
D'espérances trop chimériques,
Mourront de faim en s'nourrissant
D'vos tartines démocratiques.

Die böshafsten Angriffe des Journalisten auf die Könige weist der Gärtner mit folgendem Couplet zurück, das von dem Sänger stets zwei- bis drei Mal wiederholt werden muß:

Qui je le sais, dans votre ignoble rage
N'écoulant que l'instinct du mal,
Vous avez répandu l'outrage
Sur des proscrits que le destin fatal
A repoussés loin du pays natal!
Ce diadème que la puissance donne,
Vous avez pu le leur ôter;
Mais il leur reste encore une couronne, —
C'est le malheur, sachez-le respecter.

Im théâtre historique wird jetzt ein Stück: „Louise Vaucroix“ gegeben, in welchem eine Schwester ihren Bruder heirathet, und von diesem ihrem Bruder-Ehemann vergiftet wird. Das Stück spielt im Jahre 1830 und bringt Karl X. auf die Bühne.

Portici. Pius IX. hat, seitdem er in Portici ist, nicht die geringste Muße. Nachdem er von seinen Besuchen aus den Klöstern und religiösen Anstalten zurück ist, empfängt er jeden Abend 12 bis 20 Familien. Jedermann verlangt zugelassen zu werden, den Fuß des heiligen Vaters zu küssen. Monsignor Medici, der Ceremonienmeister Sr. Heiligkeit, ist damit beauftragt, die Billete für den Eintritt zu ertheilen. „Meine theuern Kinderchen,“ ist immer das Wort des Papstes an diejenigen, die ihm einen Besuch abstatten, und er sagt diese Worte mit einer ganz natürlichen Sanftheit. An einem Tische stehend, auf dem sich ein Crucifix befindet, macht man drei Kniebeugungen, ehe man zum Papste gelangt. Der Empfangsaal ist mit einem Teppich belegt. Bei der dritten Kniebeugung, die man bei den Füßen des Papstes macht, erhebt dieser den Fuß ein wenig und man küßt ein in Gold auf den Pantoffel gesticktes Kreuz. Der Papst läßt dann den aufstehen, der ihm diese Huldigung darbringt, und reicht ihm seine Hand zum Kusse. Er fragt stets, und wenn man ihm antwortet, daß ein Familienglied abwesend ist, so erhebt er von Neuem die Hand und segnet dasselbe. Seine letzten Worte sind: „Adieu, meine lieben Kinderchen.“ — Sollte man glauben, daß so was im Jahre 1850 möglich? — Pfui, Menschheit!

Wiesbaden. Auf dem Theater zu Wiesbaden ist eine neue romantische Oper aufgeführt worden: „Floris von Namur.“ Der Text ist von Gollmick nach einer flandrischen Novelle Bschoffe's bearbeitet worden, die Musik von Oberthür, einem Harfenvirtuosen.

Verantwortlicher Redacteur: **Robert Schmieder.**

In Commission der Arnoldischen Buchhandlung in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede.